

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 28.

Grand Island, Nebr., 17. Juli 1908. (Zweiter Theil.)

Nummer 47.

## Kampf Des Lebens.

Von Walter Wilhelm Rauer.

Schmiede! Schmiede! Hammer-  
schmiede!  
Willst Du nicht der Ambos sein!  
Die Bewegung ist der Friede —  
Friede! Friede! Liebe ein!

Nieder schwinde ich dich, Hammer,  
Dah der Ambos blüht und schreit,  
Und in meiner Werkstammer  
Alles steht in Helligkeit!

Dieses Sprühen! Dieses Leben!  
Ha, mich überkomm's mit Macht  
Rauchend meine Pulve geben —  
Herrlich bin ich aufgewacht!

## Der Erste.

Stizze aus dem Beamtenleben von  
Betty Wittweger.

Sie war noch ein recht kleines Mädchen gewesen, als ihr schon die ganze Wichtigkeit des Ersten aufging. In einem Alter, da viele Kinder überhaupt noch nicht zählen können, zählte Christine Holzapfer schon mit der Mutter gegen Ende des Monats ängstlich die Tage, die noch bis zum Ersten vergehen mußten. Christine war damals das älteste von drei Kindern eines recht bescheiden besoldeten Kangleibeamten, und das Gehalt wurde in dem Kleinstaat, dem er angehörte, monatlich ausgezahlt. Mehr als das Gehalt durfte aber nicht verbraucht werden. Die Zinsen des sehr kleinen Vermögens wurden stets zum Kapital geschlagen für die Zeit, da die Kinder mehr Kosten verursachen würden. Also hieß es, sich nach der Dede strecken. Diese Dede wurde gegen Ende des Monats immer dürftiger. Nicht, als ob man im Anfang etwa geschlemmt hätte — behahe! Schlemmen bei fünfundsiebzig Gulden monatlich! — Aber etwas widerstrebte die Frau Kangleibeamter den Kindern doch das Schmalz auf's Weisepbrot, das zugleich als Abendessen diente und an dem großen Tag selbst, am Ersten, da gab's jedesmal ein Extragericht, der Reize nach die Lieblingspeise eines Familienglieds, vom Vater angefangen. Da im Lauf der Zeit noch ein viertes Kind anlangte und da auch dieses Süßchen seine Lieblingspeise hatte, so wäre man von Rechts wegen gerade in einem Jahr zweimal herumgekommen. Aber die Frau Kangleibeamter hatte seine Lieblingspeisen, wenigstens behauptete sie's, und verachtete zu Gunsten ihres Gatten. Der arme Mann mußte sich ohnedies so plagen. Oft sah er bis Mitternacht und schrieb Atten und sonstige Schriftstücke ab, um noch etwas nebenher zu verdienen. Denn das Gehalt stieg längst nicht im Verhältnis zu den wachsenden Ausgaben. Die Kinder sollten doch eine gute Erziehung erhalten. Und auch anständig gekleidet sollten sie sehen als Kinder eines Beamten. Noblese oblige! Man mußte auch handesgemäß wohnen als Beamter.

Es war und blieb eben ein Rechenexempel von Monat zu Monat, das Auskommen, und die Lösung dieses Problems war und blieb das Geheimnis der Frau Kangleibeamterin, die es vortrefflich verstand, ohne Fleisch schmachtend zu locken, und aus einem paar Hosen ihres Mannes, die für ihn wirklich nicht mehr gingen, einen Staatsantrag für den nächsten oder eine Winterjagd für die Zweite auszufertigen. Sie hatte mal einen billigen Engros-Einkauf in rothwollener Lise gemacht, mit der sie jahrelang diese Kleidungsstücke verzierte. Sie fand, daß sie durch das lebhafteste Roth „wie neu“ ausliefen. Ob andere Leute das auch fanden, muß dahingestellt bleiben. Aber man kam doch „mit Anstand“ durch, und die Kinder wuchsen gesund auf.

Die Christine, ein bildhübsches Ding, stand der Mutter treulich bei, und die Frau Kangleibeamterin hatte es, als „die Große“ konfirmiert war, ein paar Jahre lang wirklich recht gut. Vier Hände schaffen mehr als zwei. Aber die Christine war noch keine achtzehn, als ein junger Kollege ihres Vaters sie sehr begehrenswert fand, und da er bereits fest angestellt war und eine „sichere Existenz“ bieten konnte, und da das Töchterchen die Liebe des Franz Kirchmeier von ganzem Herzen erwiderte, war nichts dagegen zu sagen. Am stillen hatte die Frau Kangleibeamterin gehofft, ihre Klette sollte mal eine bessere Partie machen. Sie stellte ihr vor, daß sie nun auch zeitweilig so ängstlich von einem Ersten zum anderen würde rechnen müssen; doch die Christine meinte: „Um so besser, daß ich's schon gewohnt bin — so brauch' ich's nicht erst zu lernen.“

Aber ein bißchen ängstlich war's ihr doch mitunter, und wenn sie den Franz nicht gar so lieb gehabt hätte, wäre der Gedanke an die zweite Monatshälfte am Ende Grund genug gewesen, nein zu sagen. Aber sie hatte ihn eben lieb, rechtlichaffen, und sie sagte sich, ganz so klein wie die Eltern ihrerzeit würden der Franz und sie ja doch nicht anfangen. Der Franz hatte jetzt schon hundertundzwanzig Mark monatlich. Inzwischen war nämlich die Markwährung im Deutschen Reich eingeführt worden. Vater Holzapfer machte einen Teil des kleinen Kapitals flüssig zu einer bescheidenen Ausstattung, und es wurde Hochzeit gefeiert im englischen Kreis, einfach, aber immerhin so, wie sich's für einen Beamten gehörte.

Rech ganz anders als im Elternhaus empfand die junge Frau bald die Bedeutung des Ersten. Es schien, als wenn hundertundzwanzig Mark nicht mehr, sondern weniger wären als früher fünfundsiebzig Gulden. Der Franz war zwar auch keineswegs „großspurig“, aber doch ein bißchen anpruchsvoller als Vater Holzapfer. Ein Kinderpärchen stellte sich im Zeitraum von drei Jahren ein, und Frau Christine rechnete und rechnete, immer von einem Ersten bis zum andern Manchnal war sie ganz lebensmüde. Sie jamm auf Vermehrung ihrer Einnahmen; sie stützte für Geschäfte, heimlich, denn ihr Mann hatte seinen Stolz und fürchtete, man könne ihn darauf ansehen. „Wir sind Beamte, das muß du immer bedenken“, pflegte er zu sagen und oft hatte sie auf der Zunge, zu entgegnen: „Ach, ich wußt', wir wären lieber Tagelöhner, dann hätten wir's vielleicht besser.“ Aber dazu hatte sie ihn viel zu lieb, und stolz war sie eben doch auf ihren Mann, der so gut bei seinen Vorgesetzten angeschrieben war, und der immer hoffte, mal den Titel Rechnungsrath zu bekommen.

Die Extragerichte am Ersten, die Christine von Hause genossen war, fielen weg. Ihr Mann hielt's mit dem Sprichwort: „Man sieht mir auf den Kragen, aber nicht in den Magen.“ Er gestattete nicht den Kleinsten Luxus im Essen und Trinken, er begnügte sich auch für seine Person mit den einfachsten Mahlzeiten. Aber auf das Aeußere legte er einen gewissen Werth, so daß der Etat für den Titel: „Kleidung“ verhältnismäßig hart belastet wurde.

Es blieb bei den zwei Kindern, und die Jahre gingen hin. Frau Christine seufzte manchmal bei dem Gedanken, wie schnell sie verfliegen unter dem stetigen ängstlichen Warten auf den Ersten. Ihr war oft, als hätte das ganze Jahr nur zwölf Tage von Bedeutung, und von allen Monaten war ihr der trübe Februar der liebste. Der Junge lernte gut und sollte studiren — es gab in ihres Mannes Familie einige Stipendien. Das Mädel bildete sich als Kindergärtnerin aus, wozu im Ort Gelegenheit war. Die Martha war nicht hübsch und hatte also wenig Aussicht, sich zu verheirathen. Frau Christine war förmlich dankbar dafür. Wenn man nur für sich allein zu sorgen hat, ist sicher das Warten auf den Ersten nicht ganz so schlimm. Obgleich — sie hätte ihr Eheglück aber doch nicht missen mögen.

Es kam der große Tag, der dem Franz den Titel Rechnungsrath brachte, und man mußte nun anstandslos wieder etwas nobler auftreten, eine bessere Wohnung nehmen, und da der Referendar auch viel kostete, war es jetzt genau so schwer auszukommen wie früher, trotz des höheren Gehalts und trotzdem die Tochter schon in Stellung war und sich sorgte. Die Frau Rechnungsräthin rechnete immer noch unablässig von Monat zu Monat, und sie ersehnte den Zeitpunkt, wo der Junge angestellt sein würde. Dann konnte man endlich einmal ohne diese enge Sorge leben.

Kurz ehe der Otto Amtsrichter wurde, verheirathete sich die Tochter mit einem Wittwer, einem älteren Postbeamten, der für seine drei Kinder eine Mutter suchte und der seinen Anspruch auf eine Ausstattung machte. Aber ordentlich Wäsche mußte man ihr doch mitgeben, natürlich. Schließlich war's immerhin ein Glück, daß die Martha untergebracht war. Sie hatte es in verschiedenen Stellen nicht immer gut getroffen. Nun mußte sie doch, für wen sie sich plagte. Und nun endlich würde das ängstliche Rechnen aufhören. Otto verheirathete sich sofort nach seiner Anstellung mit seiner Studentin, einem sehr hübschen, aber mittellosen Mädchen. Beide Kinder waren also „versorgt“.

Frau Christine plante eine Menge von schönen Dingen, sogar der Gedanke an eine Rheinreise nahm feste Gestalt in ihrem Innern an. Da starb der Rechnungsrath ganz plötzlich

einem Hirnschlag, gerade als man die letzte Rate der Wäscheausstattung für Martha bezahlt hatte. Die Wittwe bekam fünfzig Mark Pension; damit mußte sie auskommen. Und sie kam auch aus, aber natürlich, das Rechnen vom Ersten zum Ersten ging nun erst recht wieder an. Nicht ganz fünfzig Mark im Monat, das ist auch für bescheidenste Ansprüche nicht viel. Und Frau Christine wollte doch auch gern den Kindern ab und zu mal eine kleine Freude machen, und ein Entschärfen war bei Amtsrichtern auch bereits in Aussicht.

Die Frau Rechnungsräthin lebte noch ein paar Jahre im stillen Wittwenstübchen und rechnete von einem Ersten zum andern. Sie ist älter als ihre Jahre und schwach auf der Brust. Sie fühlt, daß sie kein hohes Alter erreichen wird, und der Gedanke macht ihr keinen Kummer. Aber einen Wunsch hat sie, wenn sie an ihr Ende denkt: am Anfang des Monats zu sterben, damit wenigstens etwas Geld im Haus wäre für die ersten Tage. Für die Beerdigungskosten ist geforgt; sie ist Mitglied einer Leichenkasse, der auch ihr guter seliger Franz angehört hat. Aber die Summe deckt eben nur die Ausgaben für ein einfaches Begräbniß, und ein Todesfall bringt noch so viele andere. Es wäre ein solches Glück, wenn sie nicht zu Ende eines Monats sterben würde. Die Wittwenpension wird voll ausbezahlt, wenn der Monat beim Tod angebrochen ist.

In einem strengen Winter erkrankte die Frau Rechnungsräthin an einer Lungenerkrankung, die sie sich auf einem Weg zum Friedhof am Geburtstag ihres Gatten geholt hat. Als der Arzt kommt, findet er sie in hohem Fieber. „Ach werd' diesmal nicht wieder gesund, Herr Doktor“, so spricht sie, „ich fühl's, aber ich möcht' wissen, wie lange es — wir schreiben heute den fünfundsiebzigsten — kann ich wohl den Ersten noch erleben?“ Der Arzt lächelt: „Aber, Frau Rechnungsräthin, wer wird denn gleich sterben wollen? Sie werden's schon durchsehen, sind ja noch gar nicht so alt. Eben sechzig? Na, sehen Sie mal an.“

Der Zustand wird täglich schlimmer und die Miene des Arztes ernster. Er verheißt der herbeigeeilten Tochter nicht, daß es zu Ende geht. Die Kranke fragt in den klaren Stunden oft nach dem Datum, und als eines Abends die Tochter antwortet: „Es ist heute der einunddreißigste Januar“, da lächelt sie in aller Schwäche und meint: „Na, dann wird's ja hoffentlich bis morgen noch reichen, das Lebenslichtlein.“ Die Tochter versteht nicht recht, was die Mutter mit diesen Worten sagen will.

In der Nacht phantastirt sie viel, und erst gegen Morgen wird sie klarer. „Wie viel Uhr ist's, Kind?“ so fragt sie mit schwacher Stimme. „Vier Uhr, Mütterchen.“ „Ach, das ist gut, da haben wir ja den Ersten, nicht wahr? Da schreib nur gleich die Quittung über einunddreißig Mark und sechsundsiebzig Pfennige — du weißt ja, wie das gemacht wird — wie das gemacht wird. Der Erste, Gott sei Dank! —“ Die Frau Rechnungsräthin seufzt befriedigt, dann faltet sie mühsam die Hände auf der Bettdecke und schließt die Augen. So liegt sie noch ein paar Stunden, bis zum letzten Athemzug.

Als der Amtsrichter gegen Abend antommt, erzählt ihm die Schwester von der Krankheit und dem Tod der Mutter, und er lächelt wehmüthig, als er hört, was ihre letzten Worte gewesen sind. Dann meint er: „Mutter's Sorge ist erregend, aber nicht ganz unberechtigt. Gut, daß etwas bares Geld da ist. Meine Finanzen vertragen wirklich keine Belastung. Man hat keine Noth, mit dem Gehalt von Monat zu Monat durchzukommen. Unser gutes Mütterchen — sie ist nun über das ängstliche Warten auf den Ersten, das sich durch ihr ganzes Leben gezogen hat, hinaus! Wir wollen ihr die Ruhe gönnen.“

## Die lieben Schwaben.

Eine hübsche Beobachtung aus dem Leben der Schwaben theilt ein Landwirth aus der Nähe von Liverpool mit. An seinem Hause befand sich ein Schwalbennest, das im Frühjahr eine Sperlingsfamilie als Behausung gewählt hatte. Frau Spay sah gerade brütend auf ihren Eiern, als eines schönen Tages die rechtmäßigen Besitzer des Nestes von der Reise zurückkehrten. Die Schwaben machten kurzen Prozeß, denn binnen kurzer Zeit war das Flugloch vermauert, so daß der Spay drinnen sterben mußte.

Die meisten Köpfe glängen erst, wenn ihnen die Haare ausgegangen sind.

## Die Verbreitung der Deutschen auf der Erde.

Die Hauptmasse des gegenwärtigen deutschen Kolonialbesizes, wie er sich aus den Anfängen im Jahre 1884 herausgebildet hat, liegt in der tropischen Klimazone, wo das ganze Jahr hindurch eine Mindestwärme von 20 Grad des hunderttheiligen Thermometers herrscht. Nur der südliche Theil von Deutsch-Südwest-Afrika (wenn wir von dem räumlich kleinen Kauffschou absehen) gehört dem gemäßigten Klimagebiet an. Als Auswanderungs-Kolonien können daher die deutschen Schutzgebiete nur einen beschränkten Werth haben, und auch heute noch (wie vor dem Jahre 1884) bevorzugt der Strom deutscher Auswanderer jene Gebiete der Erde, wo die klimatischen Verhältnisse von denen der heimischen Stolle nicht allzusehr abweichen. Wenn es also dem Deutschthum auch bis in die neueste Zeit hinein nicht vergönnt gewesen war, ferne Gebiete unter der Hoheit des Reiches zu besiedeln, so sind doch ungezählte Scharen von Deutschen über die See gezogen, um unter fremder Flagge den Erdball zu bevölkern und ihn der Kultur zu erschließen.

In dem geschichtlichen Verlauf der Völkerverwanderung wandelt sich der Begriff der Auswanderung. Im Alterthum wanderten ganze Völker aus, wie die Kimbern und Teutonen, die Hunnen, die Gothen; oder aber geschlossene Scharen größerer Volksbestände, wie sie sich in die hellenischen und römischen Kolonien ergiezen. Bei jenen war die Gewinnung von neuem Ackerland ausschlaggebend, bei diesen gestellte sich dazu noch der immer größer werdende Güterverkehr. Später suchten sich nur noch Familiengruppen oder Sippschaften neue Wohnplätze. So gründeten die Hugonotten und die Salzburger sich in Deutschland eine neue Heimath, so ziehen Deutsche nach Afrika. Heute jedoch trifft es sich selten, daß geschlossene Scharen auswanderten. Theilweise gehören die Russen dazu, die der autokratischen Zwangsherrschaft im Zarenreich entflohen. Reist aber sind es heute nur einzelne Personen oder einzelne Familien, die ihre Heimath verlassen.

Die Beweggründe zur Auswanderung sind jedoch am letzten Ende fast stets die gleichen gewesen. Freilich sind manche in unserer Zeit von geringerer Wirkung geworden. In den Vordergrund sind wirtschaftliche Beweggründe getreten. Nothstände im Land oder Mangel an Arbeit treiben den einen in die Ferne; den andern verlockt das Streben, Geld zu verdienen oder sein Glück zu machen; ein dritter entzieht sich auf diese Weise der heimischen Gerichtsbarkeit; ein vierter ist nur ein Opfer seiner Leichtgläubigkeit geworden. Alles das aber müssen wir dankbar anerkennen; denn nur so verbreitete sich der Mensch überhaupt erst über den größten Theil des Erdballs, nur so wurde er wirklich zum Herrn seines Planeten. Wir leben in einer viel zu realen Welt, um nicht ohne Weiteres einzusehen, daß jedem einzelnen Staatsbürger das Recht auf Auswanderung gewahrt werden muß. Dem steht die Pflicht des Einzelnen nicht entgegen, daß er sein Vaterland auch treu liebt.

Und nun das Gegenstück! Ein Staat hat die Pflicht der Selbsterhaltung. Er wird Maßnahmen zu treffen haben, die die Auswanderung beschränken oder die doch dafür sorgen, daß die sich loslösenden Glieder der Volkstrafe nicht ganz verloren gehen, wenigstens daß sie möglichst lange noch in geistigem und vornehmlich wirtschaftlichem Verband mit dem Mutterland bleiben. Jeder Einzelne bedeutet mit all seinen Nachkommen einen unerfölicher Verlust für den eigenen Staat, für das neue Heimathland aber einen großen Gewinn. Allein schon der Handelsbeziehungen wegen sollte der Staat darauf achtgeben, daß die Ausgewanderten möglichst lange in Verbindung mit dem Mutterland bleiben. Augenblicklich kann das deutsche Reich an diese Aufgabe verhältnismäßig leicht herangehen, da die deutsche Auswanderung zur Zeit stark zurückgeht. So wanderten z. B. über Bremen im Januar 1908 2796 Menschen aus gegen 10,936 im gleichen Monat des Vorjahres.

Gewiß wird man es im Mutterland keinem Ausgewanderten verdenken, wenn er dem neuen Staatswesen ein treuer Unterthan wird. Man darf die Deutsch-Amerikaner z. B. nicht darob schelten, daß sie sich in den Ver. Staaten so schnell „anpassen“. Mit vollem Recht sagt Theodor Barth in seinen Amerikanischen Eindrücken, daß das Widerstreben eines ausgewanderten Deutschen, sich der selbstgewählten fremden Heimath ohne weiteres anzuschließen, eine Halbheit ist. Auf solche

Weise werden problematische Staatsbürger geschaffen, die mit der neuen Heimath ebenso wenig anfangen können wie die neue Heimath mit ihnen. Die in diesem Zusammenhang von manchen Schriftstellern citirten Worte Bismarcks: „Ein Deutscher, der sein Vaterland abstreift wie einen alten Rod, ist für mich kein Deutscher mehr; ich habe kein landsmannschaftliches Interesse mehr für ihn“, die so hart klingen, sind von dem großen Wirklichkeitspolitiker vor dem Reichstage in strengster Folgerichtigkeit vorgebracht worden. Wirtschaftlich kann sich Deutschland auf die Auslandsdeutschen nicht immer verlassen, in politischen Nachfragen kann es auf sie überhaupt nicht zurückgreifen. Daß sie dem deutschen Herzen aber nahe stehen, nun, das ist doch ganz was anderes, und wir hätten den Bismarck sehen mögen, der sich am 1. April nicht über die Grüße der Auslandsdeutschen von Herzen gefreut hätte.

Damit geben auch Roosevelt's Worte einen Einlaß, der jeden Zuwanderer freudig willkommen heißt und nur von den Fremdlingen nichts wissen will, die nicht von ihrer Nationalität lassen wollen.

Solcher Umwandlungsprozeß geht in jenen Ländern am schnellsten vor sich, wo sich die Auswanderer ihrer Muttersprache am ehesten entledigen. Auch hier zeigt sich die große amerikanische Republik als Kardinalbeispiel, wie ein geordnetes Gemeinwesen Jahr für Jahr eine Million des sprödesten und fremdartigsten Nationalitätenmaterials zu einer Nation zusammenschmigt. Für Deutschland ist als dringend zu wünschen, daß der Strom der Auswanderer in Gebiete der Erde gelenkt werde, wo der Deutsche mit möglichst vielen seiner Landsleute zusammenbleiben, wo er das zugewandene von allen — seine Sprache — erhalten kann. Solange die ausgewanderten Deutschen und deren Nachkommen sich die deutsche Sprache bewahren, „bleiben sie mit Deutschland in einer Aufstufungsgemeinschaft, behalten eine Gemüthsbeziehung zu der Form, in der ihnen die Mutter das Leben beibrachte, eine Liebe zu den großen Dichtern, deren Worte sie auf der Schule lernten, zu der Musik und Kunst, die ihre Feste verklärten, zu heimischer Sitte und Art auch in den praktischen Gepflogenheiten des Werthtagslebens. Erst sobald sie die deutsche Sprache verlieren, verschwindet diese Anhänglichkeit; der Mensch wird englisch, portugiesisch, spanisch und alle seine angeerbte Tüchtigkeit wird es mit ihm. Da gibt es kein Ueuanen und kein Besönnigen: Kultur haftet nicht am Boden, an Regierungsformen, an Sammlungen und Bauten, sondern an der Sprache; denn die Sprache ist das Werkzeug unseres Denkens.“

Die Auswanderung der Deutschen in größeren Massen begann nach dem dreißigjährigen Krieg und nach den Verwüstungen der Franzosen in der Pfalz. Planlos zerstreuten sich diese Scharen in allen möglichen Theilen der Erde. Nordamerika, danach Südamerika und Australien waren ihre Hauptziele, weil diese Länder die zu europäischer Siedlung tauglichsten und dabei schwach bevölkerte Erdtheile waren. Daß nun diese Gebiete bereits politisch von den Briten erworben waren oder doch bald wurden, ward dem Deutschthum zum Verhängniß; denn mit diesem gewaltigen Menschenmaterial wurde nur die englische Rasse gefeiert. Das geschah leicht, da beide Völkerrassen so nahe verwandt sind; und das Traurigste an der ganzen Thatsache ist, daß gerade der englische Stamm solcher werthvollen Einzelschlages von deutscher Seite gewiß nicht bedarf. Man subire einmal folgende lehrreiche Tabelle. Danach besitzerte sich die deutsche Auswanderung:

1831—1834 auf	59,600
1835—1839	115,000
1840—1844	145,000
1845—1849	449,109
1850—1854	766,363
1855—1859	397,587
1860—1864	154,909
1865—1869	227,853
1870—1874	395,043
1875—1879	146,386
1880—1884	864,265
1885—1889	498,152
1890—1894	478,116
1895—1899	146,641
1900—1904	153,654
1905	28,075
1906	31,074
1907	30,931

Im ganzen sind also seit 1831 rund fünf Millionen Menschen aus dem Deutschen Reich ausgewandert, d. h. durchschnittlich im Jahre 66,000. Keine einzige andere europäische Nation hat für das verfloßene Jahrhundert größere Rissen aufzuweisen. Keiner anderen Nation ist aber auch so viel an Blut und Tüchtigkeit, an Bil-

dungselementen und Geld verloren gegangen als der deutschen. Die Ver. Staaten allein haben von Deutschland im vorigen Jahrhundert an Vermögen und fahrender Habe 1½ Milliarden Mark gewonnen, ganz ungerechnet die auf 3½—5 Milliarden Mark veranschlagten Kosten für Erziehung. Und wenn man dazu die Zinsen und Zinseszinsen berechnet!

Daß die Deutschen so zusammenhangslos in der Welt zerstreut wurden, hat seinen Grund in der politischen und wirtschaftlichen Schwäche des Deutschen Reiches. Die Ausgewanderten hatten keinen Rückhalt an einem starken Vaterland, daß außerdem mit Kapital hinter ihnen gestanden hätte.

Ohne sich allzu hohen Selbstbewußtseins schuldig zu machen, können die Deutschen kühn behaupten, daß das deutsche Volk zur Befriedung fremder Länder das fähigste ist dank seiner großen Zahl tüchtiger Auswanderer. Ein Beispiel dafür bietet der Stamm der Schwaben. An den vorgeschobenen Posten der Kultur und Zivilisation sind sie stets die ersten Pioniere gewesen, so in Siebenbürgen und Ungarn, in Palästina und Kaukasien, in Nordamerika und Argentinien. Die Frugger, Welfer und Ehinger waren Schwaben, ebenso Leutwein und der erste Gouverneur von Kamerun, Freiherr Julius von Soden. Freilich die Auswanderer waren Schwaben, desgleichen waren die im Jahre 1906 von der deutschen Regierung am Riffmündschou angelegten Deutsch-Außen (aus dem nördlichen Kaukasien) württembergischer Abstammung.

Mit jenen Millionen von Menschen, mit jenen Milliarden an Geld haben die Deutschen bisher die Welt nur für andere erobert und befruchteten helfen.

Das zusammenhängende deutsche Sprachgebiet in Mitteleuropa ist zu gleich das einzige Gebiet der Erde, wo das deutsche Volksthum in größerer Zahl auf einen einzigen Raum vereinigt ist. Hier wohnen 66,8 Millionen, und zwar 55 Mill. im Deutschen Reich, 9,5 Mill. in Oesterreich und 2,3 Mill. in der Schweiz. Außerdem wohnen in Europa Deutsche in größerer Zahl noch in Ungarn (2,2 Mill.) und in Rußland (2 Mill.). Die Anzahl der übrigen europäischen Deutschen beträgt etwa 1 Million.

Die Zahl der Deutschen auf der Erde vertheilt sich in folgender Weise: Europa 77,75 Mill. (ohne die Niederländer 72 Mill.), Nordamerika 14 Mill., Südamerika 0,6 Mill., Australien-Polynesien 0,1 Mill., Afrika 0,5 Mill., Asien 0,1 Mill.

Also wohnen auf der ganzen Erde 98 Millionen Deutsche, d. h. über ein Zwanzigstel der Bevölkerung der Erde. Interessant ist die Betrachtung der deutschen Großstädte, d. h. der Städte, die mehr als 100,000 deutsche Einwohner in ihren Mauern bergen. Von diesen Städten gibt es außerhalb des Reiches 23 (wegen 33 im Reich), 12 im übrigen Mitteleuropa, 2 in Rußland (Riga und Loba) und 9 in den Ver. Staaten von Amerika (New York, Chicago, Philadelphia, St. Louis, Milwaukee, Cincinnati, Buffalo, Cleveland und Baltimore).

In Amerika haben die Ver. Staaten die meisten Deutschen aufgenommen. Zahlreiche deutsche Siedlungen finden sich in Kanada, Mexiko, Guatemala, Honduras, Venezuela; in größerer Menge in Brasilien (besonders in den drei südblichen Provinzen), Chile, Argentinien, Peru und Paracatu. In Australien und Polynesien finden sich Deutsche vornehmlich in Queensland, Tasmanien und der Südsee, in Afrika im antroptropischen Süden, in Asien in Indien (besonders in Palästina) und in Kauffschou.

(Dr. Alfred Vera in der Münchner Zeitschrift Frühling.)

## Schlagfertige Antwort.

Eine Amerikanerin war bei einem Diner die Tischdame Li Lo's, des hervorragenden chinesischen Philosophen. „Darf ich Sie fragen“, wandte sie sich an Li Lo, „warum in Ihrem Lande dem Drachen so große Verehrung entgegengebracht wird? Sie wissen doch, daß es solch ein Ungeheuer garnicht giebt, oder haben Sie jemals einen Drachen gesehen?“ „Meine Gnädigste“, entgegnet mit verbindlichem Lächeln der Chinese, „warum identen Sie der Göttin der Freiheit so viel Verehrung? Sie wissen doch, daß dieses Wesen nicht existirt, oder haben Sie sie jemals gesehen?“

## Angenehme Säuslichkeit.

Madame: „Fragen Sie mal meinen Mann, was er essen will, ich rede ihm seit zwei Tagen nicht mehr mit ihm!“  
Dienstmädchen (verlezen): „Na, Madame... ich auch nicht!“